

BÜCHER

NEU IN DEUTSCHLAND

Michel del Castillo: „Die Gitarre.“ Der 27-jährige Autor französisch-spanischer Abkunft wurde in Deutschland bekannt, als ihm für seinen Romanerstling „Elegie der Nacht“ der Sonder-Jugendbuchpreis 1960 zuerkannt, aber vorerst nicht verliehen wurde, nachdem Zweifel an seiner Autorschaft wie auch daran aufgekomen waren, ob es sich bei seiner Leidensgeschichte eines Jungen in französischen, deutschen und spanischen Internierungslagern um ein empfehlenswertes Jugendbuch handle. In seinem zweiten Prosawerk „Die Gitarre“, das er eine Erzählung nennt, „weil man eben irgend etwas auf das Titelblatt schreiben muß“, berichtet Castillo mit dem ihm eigenen Hochmut — „Du wirst mich ohnehin nicht so lesen, wie ich es gern möchte“ — vom traurigen Leben eines reichen Krüppels in der spanischen Landschaft Galicien. Der vermögende Mann wird von den abergläubischen Landsleuten für ein Werkzeug des Teufels gehalten und ausgelacht, solange er sich freundlich um die Zuneigung der Leute bemüht, und gehaßt, als er sich zu einer Art Lokaldiktator aufschwingt. Des Bösetuns müde, versucht er es noch einmal mit Güte: durch kunstvolles Spiel auf der Gitarre. Der überraschende Schluß: Der Krüppel wird von seinen Landsleuten gesteigert. (Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg; 168 Seiten; 12,80 Mark.)

Bruce Marshall: „Der rote Hut.“ In einem episodischen Roman, dessen Schauplätze zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien, Italien und den Vereinigten Staaten wechseln, erzählt Bruce Marshall mit schottischem Witz das Leben eines schottischen Priesters, der zum Erzbischof und Kardinal aufsteigt. Ohne die selbstbespiegelnde Sentimentalität eines aufgedonnerten Sündenbewußtseins kritisiert Marshall in präzisen Dialogen und Aphorismen die Schwächen der Priester und die Mißstände der Kirche aufrichtiger als der unechte Freigeist Roger Peyrefitte: „Natürlich wird sich die Kirche immer mit törichten Menschen abgeben müssen, aber das heißt noch nicht, daß sie das durch törichte Menschen besorgen lassen soll. Und das sind die Priester, die ihr Geschützfeuer gegen die Fleischeslust verballern und der Grausamkeit und der Herzlosigkeit kein Haar krümmen.“ (Jakob Hegner Verlag, Köln; 252 Seiten; 15,80 Mark.)

WALSER

Halbzeit: Unentschieden

Ein dickes Buch“, schrieb der Schriftsteller Martin Walser Ende September, „ist so unhöflich wie ein allzu dicker Mann, der im Kino über den von ihm bezahlten Platz hinausquillt und seine Nachbarn gegen deren Nachbarn preßt, daß eine ganze Sitzreihe zwei Stunden lang stöhnt.“

Walser, ein durchaus schlanker junger Mann von 33 Jahren, Vater dreier Kinder und dreier Bücher (die beiden ersten sind „Ein Flugzeug über dem Haus“ und „Ehen in Philippsburg“), spielte mit diesem Vergleich auf ein

druckfrisches literarisches Eigenzeugnis an: die 892 Seiten dicke Neuerscheinung „Halbzeit“. Nach achtjährigen Vorarbeiten hatte der in Friedrichshafen am Bodensee lebende Autor den Roman in anderthalb Jahren zu Papier gebracht. Ursprünglich zählte er sogar etwa elfhundert Seiten — um rund zweihundert konnte der Suhrkamp Verlag ihn herunterhandeln.

Seit Anfang Oktober lastet nun dieser Walser-Wälzer ziemlich beharrlich auf den bundesdeutschen Sortimentstheken, ohne bisher seinem vorausgeschickten Ruf als potentieller Bestseller gerecht zu werden. Den Sitzreihen der deutschen Literaturkritiker aber entringt sich eben jenes von Walser gemeinte Stöhnen. So zum Beispiel Friedrich Sieburg in der „Frankfurter



Sprachgenie Martin Walser
Gott erfand den Vertreter und starb

Allgemeinen“: „Als mir das Buch wie ein Neugeborenes... in die Arme gelegt wurde, trug der Bergahorn noch seine Blätter... Heute, da es ausgelesen ist, stehen die Bäume kahl.“

Sieburg pries zwar den wortgewaltigen „Halbzeit“-Autor als „ein Genie der deutschen Sprache“, kreierte ihm aber andererseits das Fehlen regulärer Erzähler-Qualitäten an: „Das Ganze kommt nicht vom Fleck, und warum das Buch überhaupt aufhört, habe ich immer noch nicht begriffen.“

Tatsächlich bereitet „Halbzeit“ nicht nur durch seinen ungewöhnlichen Umfang Schwierigkeiten. So hinreißend auch Walsers von fast allen Kritikern anerkannte Formulierungsbegabung ist, so wenig ist doch die mißmutige Stimmung des Buches geeignet, die Lektüre zu einem unbeschwerten Genuß zu machen.

Obwohl zwei Randfiguren in Walsers Buch die Namen Herkenrath und Szymaniak tragen, verbirgt sich hinter dem Titel „Halbzeit“ nicht etwa ein Fußballroman. Mit dem Titelwort ist vielmehr laut Klappentext „die Wirklich-

keit der westdeutschen fünfziger Jahre“, gleichzeitig die Lebensmitte des Romanhelden Anselm Kristlein gemeint.

Die zeitgenössische Realität erscheint bei Walser nicht nur als allgemeiner Hintergrund, sondern auch in zahllosen konkreten Details und journalistisch direkten Anspielungen auf der „Halbzeit“-Szene. So greift zum Beispiel die Nachricht vom Start des Sputniks am 4. Oktober 1957 in die Romanhandlung ein. Anselm Kristlein vergleicht eine seiner Geliebten mit der Schlagersängerin Lys Assia; eine Filmschauspielerin kommt zu der aktuellen Erkenntnis: „Berliner OB müßte man sein, das gibt Publicity.“

Den Handlungsreisenden und Werbefachmann Kristlein läßt der Schwabe Walser angesichts einer Reklame-Kampagne der Bundeswehr meditieren:

Alle Achtung vor den Kammhubers, Schmückles, oder wer immer diesen Leutnant losgeschickt hatte. Die wußten, daß es heute nicht mehr der Schwätzer machi. Die Zeit, da der flüssige Berliner, der quatschende Rheinländer noch die idealen Verkäufer waren, ist vorbei. Heute ist das Schwäbische dran. Und warum? Bloß weil Heuss solange sonore Weisheiten gemurmelt hat, daß man — die dunklen Sätzen halb verstehend — schwäbisch und weise jetzt für Synonyme hält? Vielleicht. Mir scheint allerdings, als verdanke das Schwäbische sein Ansehen auch dem verständlichen Wunsch des Düsseldorfers, mehr als ein Düsseldorf zu sein und doch kein Kölner werden zu müssen, zum Beispiel

Walser zeichnet mit den Mitteln eines satirischen Realismus und unter Großinsatz experimenteller Erzähltechniken ein kritisches Porträt des Wirtschaftswunders und seines typischsten Vertreters: des Vertreters.

In den abgefeimten Methoden moderner Werbe- und Verkaufstechnik manifestiert sich nach Walsers Meinung die Verwerflichkeit der freien Wirtschaft („Heiliger Erhard bitt für uns!“), im Werbekaufmann und Handelsvertreter sieht er die Inhumanität eines Systems verkörpert, das zum unaufhörlichen Konsum zwingt und künstlich immer neue Bedürfnisse wecken muß, um zu florieren.

„Man sollte euch alle kasernieren..., alle Verkäufer“, läßt Walser einmal eine seiner Romanfiguren ausrufen. „Ihr seid Gottes letzte Würgeengel, er erfand den Vertreter und starb... Das Unanständigste auf der Welt ist das Verkaufen, dieses Vergewaltigen auf niederster Ebene.“ Und an anderer Stelle benennt er die Opfer des freiwirtschaftlichen Konsumzwangs: „Die leberkranken Einzelhändler, denen eine Filiale den Garaus macht..., den ganzen nervös erschöpften Mittelstand, die gedemütigten, ihrem Chef die Hosenbeine hochkriechenden Angestellten, die vor Hoffnungslosigkeit lasterhaften Sekretärinnen, die ganze vom Standard vorwärtsgepeitschte Konsumentenmasse.“

Vertreter-Typen und Verkaufstechniken hatte Walser, der inzwischen von einem Werbeverband zu einer Diskussion über „Halbzeit“ eingeladen wurde, schon kurz nach der Währungsreform studieren können: im väterlichen Betrieb, einer Gastwirtschaft mit Kohlenhandlung, die er zeitweilig selbst leitete.

Das Thema des skrupellosen Verkaufens behandelte der Autor, der ein ver-

* Martin Walser: „Halbzeit“. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 892 Seiten; 25 Mark.